

Dear reader,

This is an author-produced version of an article published in Thomas Pfeiffer (ed.), *Sprachen ohne Worte*. It agrees with the manuscript submitted by the author for publication but does not include the final publisher's layout or pagination.

Original publication:

Schwier, Helmut

Rituale und Liturgien in der 'Kirche des Wortes'. Theologische Überlegungen zur religiösen Kommunikation

in: Thomas Pfeiffer (ed.), *Sprachen ohne Worte*, pp. 111–126

Heidelberg: Winter 2009

Access to the published version may require subscription.

Published in accordance with the policy of Universitätsverlag Winter: <https://www.winter-verlag.de/de/rechte/>

Your IxTheo team

Liebe*r Leser*in,

dies ist eine von dem/der Autor*in zur Verfügung gestellte Manuskriptversion eines Aufsatzes, der in Thomas Pfeiffer (Hg.), *Sprachen ohne Worte* erschienen ist. Der Text stimmt mit dem Manuskript überein, das der/die Autor*in zur Veröffentlichung eingereicht hat, enthält jedoch *nicht* das Layout des Verlags oder die endgültige Seitenzählung.

Originalpublikation:

Schwier, Helmut

Rituale und Liturgien in der 'Kirche des Wortes'. Theologische Überlegungen zur religiösen Kommunikation

in: Thomas Pfeiffer (Hg.), *Sprachen ohne Worte*, S. 111–126

Heidelberg: Winter 2009

Die Verlagsversion ist möglicherweise nur gegen Bezahlung zugänglich.

Diese Manuskriptversion wird im Einklang mit der Policy des Verlags Universitätsverlag Winter publiziert: <https://www.winter-verlag.de/de/rechte/>

Ihr IxTheo-Team

Rituale und Liturgien in der „Kirche des Wortes“ – theologische Überlegungen zur religiösen Kommunikation

Helmut Schwier

Rituale und Liturgien – beide Begriffe werden hier zunächst weitgehend gleichlautend verwendet – scheinen nur äußerliche Vorgänge zu sein, die als solche keinen Wert haben oder sogar vom Eigentlichen ablenken. Ein evangelischer Gottesdienst beispielsweise erschien und erscheint vielen als Predigt mit Umrahmung – daher ist es nicht unüblich, dass der Protestant vor dem Kirchgang in die Zeitung schaut, um zu sehen, wer predigt und um auch davon seine Neigung zum Kirchgang bestimmen zu lassen. Die Umrahmung der Predigt ist für einige nur aus Gründen der Tradition vorhanden, für manche ist sie verzichtbar, für nicht wenige fremd, andere erwarten besondere musikalische Genüsse.

„Kirche des Wortes“¹ ist die evangelische Kirche dagegen in Gestalt der Predigt. Hier unterscheidet sie sich von der katholischen, aber auch von der orthodoxen Schwesterkirche; dort werden Liturgien ausgiebig und formvollendet gefeiert, oft in ästhetisch ansprechender, manchmal überwältigender Weise und ohne Störung durch lange Ansprachen oder müde Predigten. Im Vergleich dazu erscheint die „Kirche des Wortes“ ritualarm und spröde. Auch im Vergleich zu der anderen großen Tradition, den nur schwer zugänglichen und systematisierbaren charismatisch-enthusiastischen Gruppierungen mit ihren mitunter ekstatischen Äußerungsformen erscheint die „Kirche des Wortes“ wie ein Mängelwesen: zu geistlos, zu verkopft, zu traditionell.

In der Fremdsicht der anderen Konfessionen wirkt die „Kirche des Wortes“ also als Kirche der Predigt statt der Liturgie oder als Kirche der Wörter und des Buchstabens statt des Geistes – oder in säkularer Sicht, wie im Feuilleton einer Dezemberausgabe der ZEIT 2007 ausgebreitet, als Kirche mit geschwätzigen, also überflüssigen Predigten.

Mit dieser – zugegeben: groben – Einteilung ist nun die jüngste Fachgeschichte zu kontrastieren.

1.) Entwicklung der Fachgeschichte in drei Phasen

Die evangelische Gottesdienst- und Predigttheorie heißt als wissenschaftliche Disziplin Liturgik bzw. Homiletik – beide gehören wiederum zur jüngsten Unterdisziplin der Theologie,

¹ Zum theologischen Kontext der Rede von der „Kirche des Wortes“ vgl. Eilert Herms: Offenbarung und Glaube. Zur Bildung des christlichen Lebens, Tübingen 1992, 223-225.

nämlich zur Praktischen Theologie. Diese hat sich in mitunter spannungsreichen Wechselwirkungen zu den übrigen theologischen Fächern, aber auch zu den Humanwissenschaften entwickelt. Zu ihrer zentralen Aufgabe gehört mit ihrem Gründungsvater Friedrich Schleiermacher die wissenschaftliche Theoriebildung, also die Theorie der Praxis.²

Im Unterschied zur Predigttheorie oder Homiletik ist die evangelische Liturgik deutlich jünger und auch hinsichtlich ihres Theoriestatus und ihrer Methoden stärker im Fluss. Ich stelle sie Ihnen in drei Phasen vor.³

Im Laufe des 20. Jahrhunderts, wenn sie überhaupt betrieben wurde, war sie am ehesten historisch orientiert und gewann ihre Beschreibungskategorien, aber auch ihre nicht immer expliziten Bewertungskategorien, aus der Analyse der Klassiker, und das heißt auch in miteinander kaum vermittelbarer lutherischer oder reformierter Ausprägung. Erst seit den 1960er Jahren wurden infolge historischer Liturgievergleiche Aufbauprinzipien und Grundstrukturen herausgearbeitet, die innerevangelische, aber auch interkonfessionelle Verständigungen ermöglichen. Interkonfessionelle und internationale Bedeutung gewannen hier die Arbeiten des Heidelberger Liturgiewissenschaftlers Frieder Schulz (1917-2005). Sein Ergebnis, aus vielen historischen Detailanalysen gewonnen, lautet zusammengefasst: Der christliche Gottesdienst (der westlichen Liturgietradition) besitzt eine gleich bleibende Grundstruktur bei gleichzeitig variabler Ausformungsnotwendigkeit.⁴ Die gleich bleibende Grundstruktur ist vierteilig: der Gottesdienst hat einen „Eröffnungs- und Anrufungsteil“ zu Beginn, die beiden Hauptteile (Wort- und Sakramentsteil) und einen kurzen Schlussteil mit Sendung und Segen. Die feste Grundstruktur – von Frieder Schulz meist mit dem Grundgerüst eines Hauses verglichen – braucht natürlich eine angemessene Ausformung, also einen Ausbau und eine Einrichtung des Hauses. Die gottesdienstliche Grundstruktur braucht und ermöglicht eine ausgeformte Liturgie. Dieses elementare Modell besteht also aus einem spannungsvollen Dual aus Grundgerüst und Ausbau, Grundstruktur und Ausformung, und auf der Gestaltungsebene aus feststehenden und je zu variierenden Teilen, die allerdings nicht mehr der traditionellen Unterscheidung von Ordinarium und Proprium entsprechen.

Dieses elementare Modell hat die praktische Liturgik in Gestalt der kirchlichen Agendenproduktion flächendeckend und nachhaltig geprägt.⁵ Agenden sind die kirchenamtlich eingeführ-

² Vgl. Christian Albrecht: XXX, in: Christian Grethlein / Helmut Schwier (Hg.), Praktische Theologie. Eine Theorie- und Problemgeschichte, Leipzig 2007, XXX.

³ Vgl. hierzu und zum Folgenden Helmut Schwier: Religiöse Kommunikation im Gottesdienst. Liturgiegeschichtliche, rezeptionsästhetische und performative Aspekte, in: Charlotte Magin / Helmut Schwier (Hg.), Kanzel, Kreuz und Kamera konkret. Ein Gottesdienstprogramm aus Heidelberg, Leipzig 2008, 97-112.

⁴ Vgl. Helmut Schwier: Die Erneuerung der Agende. Zur Entstehung und Konzeption des „Evangelischen Gottesdienstbuches“, Hannover 2000, 3-106.

⁵ Vgl. Schwier, Erneuerung, 364-501.

ten Ritualbücher, die Ablauf, Varianten und Texte enthalten. Zwischen 1980 und 2000 ist das genannte Modell praktisch umgesetzt worden mit weitreichenden Konsequenzen: Der evangelische Sonntagsgottesdienst folgt keinem einfach festgelegten Ritualprogramm, sondern ist eine je neue Gestaltungsaufgabe, allerdings auf der Grundlage von Grundstruktur und Varianten; dies erfordert u. a. gestaltungskompetente Liturginnen und Liturgen. Deren Aufgabe ist nicht das Lesen von Texten aus dem Ritualbuch, sondern die Anleitung und Gestaltung einer gemeinsamen Feier. Dies ist keine leichte Aufgabe – zumal für Theologen der Kirche des Wortes, deren Studium vor allem aus Textexegese besteht.

Innerhalb der wissenschaftlichen Liturgik hat sich seit den 1980er Jahren die Anleihe an der Semiotik als außerordentlich belebend erwiesen; dies prägte die zweite Phase der Fachgeschichte. Die Semiotik oder Zeichenlehre hat einerseits enorme Bedeutung für die Weite und die Grenzen der Textinterpretationen und die Entwicklung von einer autor- und werkorientierten Ästhetik zu einer Rezeptionsästhetik, wirkt andererseits für das Gottesdienstverständnis deshalb belebend, weil Ästhetik und Interpretation, Wahrnehmung und Deutung sich gerade nicht auf „Texte“ im engeren Sinn beschränken – vielmehr kann nahezu alles, was im Gottesdienst geschieht, als „Text“ verstanden und gedeutet werden: die gesprochenen und gehörten Worte, aber auch der Raum, die Musik, die Bewegungen und Gesten, die Gerüche, das Essen und Trinken, die Kleidung etc. Um dies „lesen“ und verstehen, entziffern und deuten zu können, müssen verschiedene Codes angewendet werden, die ihrerseits auf kulturellen und gesellschaftlichen Konventionen beruhen. Dies ist einerseits eine Quelle für Missverständnisse bzw. für divergierende Deutungen, bietet aber andererseits eine Grundlage, die Komplexität des Gottesdienstes bis hinein in die einzelnen Liturgiesequenzen und Liturgiesprachen zu beschreiben und unterschiedliche Grammatiken und Codes zu vergleichen.⁶

Die vorgelegten Ergebnisse, also semiotische Analysen einzelner Gottesdienste, sind folglich ausgesprochen komplex.⁷ Für unseren Kontext entscheidend ist jedoch, dass das semiotische Modell trotz aller Ausweitung dem Textmodell verhaftet bleibt. Bei allem Wahrnehmen, Analysieren, Lesen, Entziffern, Verstehen und Deuten geht es um Interpretationsvorgänge und damit um das Entdecken oder Konstruieren von „Sinn“. Sinnwahrnehmung, Sinnbildung, Sinndeutung bleiben Ziele der semiotischen Gottesdienstanalyse und ihrer praktischen Gestaltung. Vielleicht ist es kein Zufall, dass sich hierbei vor allem protestantische Theologen beteiligten, denn die Sinnkategorie bleibt eine abstrakte und vor allem kognitiv geprägte Größe.

⁶ Vgl. Karl-Heinrich Bieritz: Liturgik, Berlin / New York 2004, 36-57.

⁷ Vgl. Jörg Neijenhuis: Gottesdienst als Text. Eine Untersuchung in semiotischer Perspektive zum Glauben als Gegenstand der Liturgiewissenschaft, Leipzig 2007, 243ff, 301ff, 383ff, 408ff.

Wenn ich recht sehe, entwickelt sich seit ca. fünf Jahren in der evangelischen Liturgik ein erweiterter Zugang zum Gottesdienstverständnis, meist in Anlehnung an Erika Fischer-Lichtes Ästhetik des Performativen.⁸ Diese theaterwissenschaftlich geprägte Ästhetik versteht sich selbst als Überwindung des „*semiotic turn*“ und dessen Textfixierung. Um ein komplexes Geschehen wie den Gottesdienst wahrnehmen und deuten zu können, sind Kategorien wie Dramaturgie und Inszenierung, Körperlichkeit und Präsenz zu benutzen.

Es ist nicht zu bestreiten, dass hiermit für Verständnis und Gestaltung von Gottesdiensten wichtige neue Impulse bereitstehen – vor allem dann, wenn man sich von einem oberflächlichen Verständnis von Gottesdienst und Theater frei gemacht hat. Jeder Gottesdienst braucht eine gestaltete Dramaturgie und körperlich präsente Liturgen, die z. B. Bewegungen und Gesten wissen und gestalten – und eben nicht nur Textexegeten sind – und körperlich co-präsente Mitfeiernde.⁹

So wie der „*semiotic turn*“ jedoch dem Text verhaftet blieb, so scheint der theatrale „*performative turn*“ dem Dual von Aufführung und Publikum verhaftet zu bleiben – und zwar trotz und wegen aller Bemühungen, *performances* statt „Guckkastentheater“ zu bieten. Dieser Dual ist aber für ein evangelisches Gottesdienstverständnis nur begrenzt tauglich.¹⁰

Nun wird die Kategorie des Performativen – theatral verstanden als Vollzug einer Aufführung – nicht nur in der theaterwissenschaftlichen Ästhetik, sondern auch in anderen Feldern der Kulturwissenschaft verwendet – nicht zuletzt in der Ritualwissenschaft, dort verstanden als Vollzug eines Rituals. Daneben gibt es noch ein Verständnis in der Sprechakttheorie: hier ist „performativ“ die sprachliche Äußerung, die nicht nur behauptet oder aussagt, sondern bewirkt, was sie sagt.

Hier sollen nicht die diffizilen Unterschiede zwischen diesen Kultur- bzw. Sprachwissenschaften und den dazugehörigen Diskursen aufgezeigt werden.¹¹ Für die evangelische Liturgik ist meines Erachtens eine kritische Aufnahme ritualwissenschaftlicher Theorien und Zugänge notwendig, vielleicht sogar weiterführender als die rein sprach- oder theaterwissenschaftlichen Paradigmen.

⁸ Vgl. Erika Fischer-Lichte: *Ästhetik des Performativen*, Frankfurt/M. 2004.

⁹ Vgl. Ursula Roth: *Die Theatralität des Gottesdienstes*, Gütersloh 2006; David Plüss: *Gottesdienst als Textinszenierung. Perspektiven einer performativen Ästhetik des Gottesdienstes*, Zürich 2007; Helmut Schwier: *Liturgie und Diakonie – einige Überlegungen im Licht des „performative turn“*, in: Johannes Eurich / Christian Oelschlägel (Hg.), *Diakonie und Bildung*, FS H. Schmidt, Stuttgart 2008, 265-277.

¹⁰ Vgl. Schwier, *Liturgie u. Diakonie*, 273f.

¹¹ Vgl. Fischer-Lichte, *Ästhetik*, 31-57; Uwe Wirth: *Der Performanzbegriff im Spannungsfeld von Illokution, Iteration und Indexikalität*, in: ders. (Hg.), *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*, Frankfurt/M. 2002, 9-60 und den ausgezeichneten Überblick bei Burckhard Dücker: *Rituale. Formen – Funktionen – Geschichte. Eine Einführung in die Ritualwissenschaft*, Stuttgart/Weimar 2007, 114-122.

Dafür sprechen vor allem zwei Argumente: An die Stelle von Aufführenden und Publikum tritt die Kategorie der Teilnahme; im Ritual gibt es keine Zuschauer, sondern nur Teilnehmende, diese jedoch in unterschiedlichen Funktionen und Rollen und in abgestufter Nähe zum Geschehen. Zweitens ist, zumindest aus theologischer Sicht, trotz aller Weite des Ritualbegriffs und seiner vielfältigen, auch unübersichtlichen Verwendungen die Referenz zum Religionssystem eindeutiger und interessanter als das durch das Theater aufgerufene Kunstsystem, das zudem häufig in ästhetisierender und ludifizierender Art und Weise Rituale gebraucht¹² und dadurch nicht ohne Weiteres für die Liturgik anschlussfähig ist. Auch wenn die Referenz der Ritualwissenschaft zum Religionssystem keinesfalls exklusiv ist, so gilt sie doch exemplarisch für eine Vielzahl von Phänomenen, zu denen auch der christliche Gottesdienst gehört.

Am Ende dieses Durchgangs durch die aktuelle Fachgeschichte ist folgendes zu resümieren:

(1) Im Unterschied zu anderen Fächern wirkte der historische Zugang zur Liturgie nicht dogmenkritisch, sondern verstärkte zunächst normative Aspekte des Liturgieverständnisses.

Erst gegen Ende der Phase historischer Zugänge wurde die Vielfalt der Gottesdienste bejaht und die je neue Gestaltungsaufgabe betont.

(2) In den semiotischen Zugängen wurde die Komplexität des Gottesdienstes deutlich; dabei wurden die verschiedenen Sprachen, Codes und Grammatiken beschrieben und analysiert, u. a. um die Sinnbildung zu verstehen oder anzuregen.

(3) Durch die Berücksichtigung der Performativität wurde schließlich deutlich, dass „der Gottesdienst weder in seiner historischen Genese noch in seinen dogmatischen Zuschreibungen, sondern in seinem Vollzug *in actu* betrachtet und analysiert“¹³ werden muss. Dabei können sowohl Inszenierung, Körperlichkeit und Präsenz als auch die Vorgänge religiöser Kommunikation im Mittelpunkt stehen.

Aus meiner Sicht sind die verschiedenen Zugänge in ihrer Vielfalt notwendig, um dem komplexen Phänomen des Gottesdienstes gerecht werden zu können. Eine multiperspektivische Untersuchung ist angemessener als die ständige Beschwörung neuer *turns*, die zudem nur äußerst kurze Halbwertzeiten für ihre vermeintlich exklusiven Geltungs- und Überbietungsansprüche aufweisen.

¹² Vgl. Jan Assmann: Kunst und Rituale – Mozarts Zauberflöte, in: Axel Michaels (Hg.), Die neue Kraft der Rituale, Heidelberg 2007, 87-116, hier 92.

¹³ Plüss, Gottesdienst, 99.

2.) Zwei Beispiele: Ritualsequenzen im Heidelberger Fernsehgottesdienst

Aus dem ZDF-Gottesdienst vom 28. Januar 2007 aus der Heidelberger Universitätskirche sollen zwei Ritualsequenzen vorgeführt und untersucht werden. Thematisch ist in diesem Gottesdienst die biblische Geschichte von der Verklärung Jesu (Mt 17) zentral. Sie bestimmt und prägt die gesamte Liturgie und die Predigt. Widmen wir uns zunächst dem Ende der Predigt und der nachfolgenden liturgischen Sequenz.¹⁴

Was erkennt man mit einem historisch geschulten Zugang? Zunächst das Ende einer offenbar traditionellen Predigt, die von der Kanzel gehalten wurde. Der Prediger fasst zusammen, was er in seiner Auslegung der Verklärungsgeschichte entfaltet hat. Eine seelsorglich-zusprechende Intention („Du bist Gottes Sohn – Tochter“) ist hörbar. Die nachfolgende Sequenz ist dann nicht traditionell; für sie gibt es keine direkten historischen Vorbilder; die weißen Schals sind ähnlich wie Stolen und können entfernt an ein Bestandteil des priesterlichen Amtsgewandes erinnern, obwohl es dazu auch signifikante Unterschiede gibt. Der weiße Stoff gehört wie die Farbe der Paramente zum kirchenjahreszeitlich ausgewiesenen letzten Sonntag nach Epiphania. Der Gesang des Chores ist eine Credovertonung von Felix Mendelssohn. Hier wird also eine liturgische Variante gestaltet: das Credo als Antwort auf die Predigt und das Credo als Chorstück; in der Regel geht das Glaubensbekenntnis der Predigt voraus und wird von der Gemeinde gesprochen.

Was erkennt man mit einem semiotischen Zugang, welche Sprachen bzw. Codes sind hörbar bzw. anwendbar? Als Rezipient nehme ich nach der Predigt zunächst eine Handlung wahr: Bewegungen und Wege, ein gegenseitiges Beschenken, dazu Chormusik, die nicht untermalt, sondern durch das gesungene Credo die Handlung kommentiert. Die Handlung selbst geschieht ohne Worte, aber Gesten und Blicke drücken Freundlichkeit und Zuwendung aus. Da die Person, die die Schals bringt, bereits als Lektor des Evangeliums tätig war, ist der Sinn dieser Handlung wohl die Applikation der biblischen Botschaft auf die Studierenden, die vorher ihre Fragen und Alltagssituationen geschildert hatten. Die Botschaft des Evangeliums, in der Predigt ausgelegt, wird hier symbolhaft angeeignet, ohne dass Worte gesprochen werden. Bevor ich den dritten Zugang beschreibe, möchte ich als Zwischenbemerkung einfügen, dass viele Reaktionen aus der Gemeinde vor Ort, aber auch in Telefonaten und Briefen von Fernsehzuschauern sich herauf bezogen, und zwar in der typischen Frage: was bedeutete das? Die-

¹⁴ Bei Vortrag wurden die Sequenzen eingespielt. Der Gottesdienst ist über das Internet zugänglich (http://www.gep.de/fernsehgottesdienst/2007/Video/Heidelberg280107_Gottesdienst.wmv ZDF-Fernsehgottesdienst aus der Peterskirche vom 28. Januar 2007). Inzwischen haben wir einen Sammelband mit Analysen vorgelegt (Magin/Schwier, Kanzel); dort wurden auch das Drehbuch und die Predigt dokumentiert (S.123-151); die erste Sequenz ist im Drehbuch Pos. 19 (Ende) u. 20 (Magin/Schwier, 139, 150f).

se Sprache ohne Worte muss eine Bedeutung, einen Sinn haben, und den muss ich von den Ritualakteuren erfahren, damit ich ihn verstehe und nachvollziehe. In der wortgeprägten Kirche erwarten also viele werthafte Erklärungen kleiner Symbolhandlungen. Dies ist auch ein Beispiel für die tiefe Prägung durch eine autor- und eine werkorientierte Ästhetik und die Bindung des Vollzugs an ein vorgängiges Verstehen.

Welche Einsicht eröffnet der dritte Zugang? Nicht der Dreischritt „deuten – erklären – verstehen“ steht hier im Mittelpunkt, sondern ein anderer Dreiklang: Inszenierung – Körperlichkeit – Performanz.

Die Sequenz nach der Predigt ist inszeniert – jedoch nicht im Sinne von „bloß inszeniert“, also von „unwirklich“ oder „unwahr“. Inszeniert ist sie vielmehr, weil sie in Szene setzt und erschienen lässt, was dann wahrzunehmen ist. Die schon bekannten sechs Studierenden und der Lektor gestalten Zuwendung und Beschenktwerden als credohafte Handlung ohne Worte, mitten im Kirchenschiff und wie zu Beginn des Gottesdienstes auch als Vertreter der Gemeinde. Auch ohne gesprochene Worte ist die Szene sprechend: in Gestik und Mimik – also durch die nicht hintergehbare körperliche Präsenz – gelangen Empfangen und Beschenken zur Darstellung. Die Handlung reduziert sich nicht auf den Ausdruck und die Vermittlung eines Sinnes oder den Nachvollzug einer Bedeutung. Sinn und Bedeutung sind vielmehr ihrerseits an den Vollzug gebunden. In der *performance*, in der Aufführung, erst dort kommen sie zur Geltung.

Durch den Gesamtkontext Ritual/Gottesdienst ist die Intention der Partizipation stets präsent. Die diese Ritualsequenz Vollziehenden stellen dar – stellvertretend für die übrigen Ritualteilnehmer, die dadurch nicht deutende Beobachter, sondern selbst Teilnehmende (Empfangende und Beschenkende) werden können.

Zu reflektieren ist noch das Verständnis von „Darstellung“.¹⁵ Sofort deutlich sind zwei mögliche Missverständnisse: es geht weder um Selbstdarstellung noch um Darstellung eines Gegenstandes oder eines objektiven Sachverhaltes. Dargestellt wird vielmehr eine Beziehung, eine Kommunikation ohne Worte.

Diese Kommunikation – im Anschluss an die Wort-Kommunikation der Predigt und im Kontext des Rituals – ist transparent für die Relation Gott-Mensch und Mensch-Gott. Die Transparenz kann erfahren werden – und es gibt Rückmeldungen nach dem Gottesdienst, dass dies erfolgt ist; diese Transparenz kann aber auch Ergebnis einer Deutung und Interpretation sein.

¹⁵ Es handelt sich bekanntlich um den Zentralbegriff in Schleiermachers Gottesdiensttheorie: vgl. Bieritz, Liturgik, 8f und Michael Meyer-Blanck: Liturgie und Liturgik. Der Evangelische Gottesdienst aus Quellentexten erklärt, Gütersloh 2001, 161-177.

Dies verweist innerhalb unterschiedlicher religiöser Rituale auf ein Spezifikum christlichen, vor allem evangelischen Gottesdienstverständnisses: die Gott-Mensch-Relation ist nicht unmittelbar, sondern (in der Regel) mittelbar erfahrbar; sie benötigt Kommunikationsmedien, unter denen das gesprochene Wort nicht exklusiv, aber zentral und dominant ist. Das bezeichnet deutlich einen immer noch bestehenden Unterschied zu katholischen wie zu enthusiastisch-charismatischen Traditionen.

Das zweite Beispiel aus dem ZDF-Gottesdienst beginnt mit den letzten Worten des Vaterunser, worauf der Schluss des Gottesdienstes folgt.¹⁶

In der traditionellen, liturgiegeschichtlich informierten Perspektive ist diese Sequenz als Schlussteil des Wortgottesdienstes erkennbar. Nach Fürbittengebet mit Vaterunser erfolgt die knappe „Sendung“, die Zuspruchcharakter hat und die die zentrale Botschaft der Predigt wiederholt: „Ihr seid Gottes Töchter und Söhne.“ Dann folgt der Segen, der mit traditionellen Gesten und in traditioneller Sprachform gesprochen wird. Dies ist eine der wenigen Sequenzen, in denen auch evangelische Liturgen priesterliche Funktionen übernehmen. Zum Abschluss erfolgt der Auszug der Liturgiegruppe, während Gemeinde, Orgel und Chor das Epiphaniaslied „Jesus ist kommen, Grund ewiger Freude“ anstimmen. Insgesamt eine an der Grundstruktur orientierte Gestaltung mit einer kleinen Variation durch die nichtagendarische Sprachform bei der Sendung: Anstelle der Formulierung „Gehet hin in Frieden“ wird die von der Predigt stammende kompakte Zusammenfassung gewählt; durch diese Aktualisierung wird eine gewisse Stimmigkeit angestrebt.

In semiotisch-rezeptionsästhetischer Sichtweise ist zunächst auffällig, dass hier alle Mitwirkenden der Liturgiegruppe wieder erkennbar sind. Sie werden bei der Sendung angesprochen, vollziehen dann einen Ortswechsel vom Altar ins Kirchenschiff. Der Liturg vollzieht den Segensritus mit erhobenen Armen und dem abschließenden Kreuzeszeichen – hier stimmen die unterschiedlichen Sprachen (Worte und Zeichen) zusammen; zur dementsprechenden stimmigen Wahrnehmung ist es notwendig und hinreichend, den auf Konvention beruhenden Code zu kennen.

Aus performativer Sicht kann man hier sogar in dreifacher Hinsicht deuten: in sprechakttheoretischer, in theatraler und in ritualwissenschaftlicher Hinsicht.¹⁷ Der Segen scheint als Sprechakt performativ zu sein, d. h. er vollzieht und lässt Wirklichkeit werden, was er sagt. Eine nicht unwesentliche Voraussetzung wäre dabei jedoch die Akzeptanz der priesterlichen Rolle und Vollmacht seitens der Gemeinde: Der Sprechakt gelingt, wenn der Autorität der priesterlichen Funktion zugestimmt wird, also der priesterlichen Vermittlung des göttlichen

¹⁶ Im Drehbuch Pos.22-24 (Magin/Schwier, Kanzel, 142-146).

¹⁷ Vgl. auch Dücker, Rituale, 115-120.

Zuspruchs. Durch diese Bedingung ist er im Grunde jedoch nicht als performativ einzuordnen,¹⁸ denn in Worten und Gesten wird der Segen so vollzogen, dass Gott als dessen unverfügbarer Geber erkennbar bleibt.

Aus theatraler Sicht wird eine kurze, aber durch Ortsveränderung, Bewegung und Gestik geprägte Sequenz aufgeführt. Die wenigen Worte informieren nicht, sondern sind direkte Anrede der Gemeinde (oder des Publikums) und intendieren eine Aneignung der Worte.

Als performativ in ritualwissenschaftlicher Sicht erscheint diese Sequenz nicht durch die Bewegung und die Ortsveränderungen, sondern durch die rituelle Verzahnung von Worten und Gesten des Liturgen mit der gesungenen Akklamation der Gemeinde. Sie wird durch das Schlusslied wieder aufgenommen, in das hörbar und sichtbar auch die ausziehende Liturgiegruppe einstimmt. Die in ihren bisherigen rituellen Funktionen unterscheidbaren, aber in ihrem gottesdienstlichen Status gerade nicht hierarchisierbaren beiden Gruppen – Liturgiegruppe und Gemeinde – verbinden sich im gemeinsamen Lob. Das protestantische Axiom vom sog. „Priestertum aller Glaubenden“, das jegliche Aufteilung und Spaltung in Klerus und Laien unmöglich macht, wird also als Abschluss des Gottesdienstes vollzogen.

Vergleichen wir nun nicht alle unterschiedlichen Zugänge und Perspektiven miteinander, sondern die beiden gesehenen Ritualsequenzen, ergibt sich folgendes Ergebnis:

Die erste Sequenz ist neu erfunden, die zweite traditionell. Die Zeichensprache der Ritualinnovation, also der ersten Sequenz, ist vielfältig und rezeptionsoffen; gleichzeitig wird sie durch den Kontext (Predigt, Credo des Chores) reguliert. Sie inszeniert oder stellt dar, in eigener Zeichensprache und körperlicher Präsenz, was Evangelium und Predigt in Worten ausgelegt und zugesprochen haben. Intentional vollziehen die Studierenden die Botschaft existentieller wechselseitiger Annahme als ganzheitlich gestaltete, nicht: gespielte, Zuwendung, transparent für Grundrelationen zwischen Menschen und zwischen Mensch und Gott.

Diese Relationalität, also die Angewiesenheit auf und die verantwortliche Gestaltung von Beziehung, zeigt auch die traditionelle Schlusssequenz: im Kern die Gott-Mensch-Relation im Segen, die Mensch-Gott-Relation im Gebet, die Mensch- Mensch- und intentional die Mensch-Welt-Relation in Sendung und Auszug.

Die Medien, also die Sprachen, mit denen diese Relationalität dargestellt wird, sind unterschiedlich. In ihnen ist das Wort wichtig, aber nicht exklusiv: es fehlt in der innovativen Ritualsequenz und ist in der traditionellen Sequenz in die liturgische Gestik eingebettet.

Haben die Darstellungen funktioniert, also kommunikationsstiftend gewirkt? Ja, aber mit Unterschieden. Soweit wir aus den – aufs Ganze gesehen natürlich zufälligen und nicht repräsen-

¹⁸ Ein performativer Sprechakt ist demgegenüber die Taufformel.

tativen – Rückmeldungen ersehen könnten, gab es größere Probleme bei der ersten Sequenz. Die Ursache hierfür liegt aber nicht am Fehlen, bzw. in der Segenssequenz am Vorhandensein des Wortes. Vielmehr ist die Segenssequenz für diejenigen, die die traditionellen liturgischen Codes kennen, leicht zu entschlüsseln und problemlos wahrzunehmen; außerdem entspricht die Sequenz den Erwartungen.

Obwohl die entscheidenden Codes in der Liturgie – vor allem in Evangelium und Predigt – zur Verfügung gestellt worden waren, fielen Wahrnehmung und Deutung der ersten Sequenz viel schwerer. Vor allem diejenigen – so vermute ich –, die auf kognitive Deutungen und Interpretationen bezogen sind, waren hier im Nachteil; einige von ihnen blieben jedoch auf der Spur und wollten Genaueres wissen. Nicht, dass dieser Sprache Worte fehlten, war das Problem, sondern dass einige Rezipienten hier keine eigene Sprache erkannten oder keine passenden Codes fanden.

3.) Theologische Überlegungen zur religiösen Kommunikation

Die „Kirche des Wortes“ darf in ihren Gottesdiensten nicht zu einer „Kirche der Wörter“ werden. Dies wäre eine Verarmung evangelischer Gottesdienstkultur und theologisch unangemessen. Evangelischer Gottesdienst ist mehr und anderes als eine Predigt mit Umrahmung. Sie ist die Feier der im Namen des dreieinen Gottes versammelten Gemeinde und wird mit und in einer Vielzahl unterschiedlicher Sprachen und Codes vollzogen. Liturgie als die „Kunst, Gott zu feiern“ (Rainer Volp), benötigt vielfältige und verschiedene Medien der Darstellung und ein „darstellendes Handeln“ das diese Medien, also z.B. Worte, Bewegungen, Gesten, Töne und Farben, aber auch Materialien wie Bücher (Altarbibel, Lektionar, Agende, Gesangbuch), Talare und Paramente, Brot, Wein und Wasser, Teller, Kelche und Taufkannen in spezifischen Räumen und Zeiten durch verschiedene Personen in charakteristischen Rollen zur Aufführung kommen lässt. Das gilt für den Sonntagsgottesdienst, noch stärker für die am Lebenszyklus orientierten Rituale Taufe, Konfirmation, Trauung und Bestattung.

Mitte und Einheit findet die Vielfalt evangelischer Liturgiesprachen in einem umfassenden Verständnis dessen, was „Wort“ heißt. Die evangelisch-reformatorische Grundentscheidung zugunsten des Wortes im Gottesdienst reduziert sich gerade nicht auf die Einführung und Dominanz der Kanzelrede zuungunsten verschiedener Rituale und Bräuche, die einfach abgeschafft gehörten, sondern das „Wort“ ist wie ein Vorzeichen vor der Klammer: an ihm ent-

scheidet sich alles, was in der Klammer steht, an ihm entscheidet sich alles, was im Gottesdienst geschieht.¹⁹

„Wort“ im umfassenden theologischen Verständnis sind nicht Wörter und Buchstaben, sondern ist – traditionell gesprochen – das Evangelium von Jesus Christus. Die evangelische Kirche ist „Kirche des Wortes“, weil und insofern sie die Kirche Jesu Christi ist (und eben nicht die Kirche des Buchstabens oder der Predigt) und weil und insofern sie auf seinem Evangelium gründet (und eben nicht auf Traditionen und Gesetzen oder auf unmittelbaren und enthusiastischen Erlebnissen).

Die Bezeichnung „Evangelium von Jesus Christus“ verweist nun ihrerseits nicht auf einen objektiven Sachverhalt, sondern auf ein doppeltes Beziehungsgeschehen: erstens auf die Relation von Gott und Mensch²⁰ und zweitens darauf, dass diese Relation zwar auch gedacht und beschrieben werden kann (das tut die wissenschaftliche Theologie), aber erst zu ihrem Ziel gelangt, wenn ein Mensch in sie eintritt, also glaubt, hofft und liebt.

Religion und religiöse Kommunikation ist die Gestaltung der Gott-Mensch-Relation aus der Sicht des Menschen. Grundlegende Medien dieser Gestaltung sind Worte und Handlungen, die zwar auch im alltäglichen Leben vollzogen werden können, sich in Ritual und Liturgie jedoch meist alltagsfern verdichten. Die religiöse Kommunikation im Gottesdienst ist Darstellung und Einladung: Hier wird die grundlegende Gott-Mensch-Relation mitteilend dargestellt – in Worten, aber auch körperlich in Gesten und Ritualen – und eingeladen, in sie einzutreten. Aufführung und Partizipation bezeichnen daher die formalen Funktionen und Zielrichtungen des christlichen Gottesdienstes.

Aufführung und Partizipation benötigen unterschiedliche Medien und Sprachen – auch Sprachen ohne Worte, die körperliche Präsenz fördern und erfordern, aber auch gewichtige Worte, die Sinnbildung und Interpretation freisetzen und gleichzeitig eine Stellungnahme mündiger Christen und Predigthörer erwarten.²¹ Für die Praxis bedeutet dies: In evangelischen Gottesdiensten wird religiös kommuniziert; daher müssen sie innovativ, stimmig und ganzheitlich in Form und Aufführung sowie prägnanter als bisher in den gesprochenen und gepredigten Worten werden.

¹⁹ Vgl. auch Bieritz, Liturgik, 446-451.

²⁰ Auch wenn die Relation hier nicht ausgeführt wird, ist sie natürlich auch inhaltlich bestimmt und dogmatisch beschreibbar; vgl. dazu Wilfried Härle: Menschsein in Beziehungen. Studien zur Rechtfertigungslehre und Anthropologie, Tübingen 2005, 115-120, 133-138, 196-199.

²¹ Vgl. hierzu Helmut Schwier / Sieghard Gall: Predigt hören. Befunde und Ergebnisse der Heidelberger Umfrage zur Predigtrezeption, Berlin 2008, 237-248.